



Helmut Gruber

Blackout

Energie – Ein Wirtschaftskrimi

Hauschild

*Zur Erinnerung an meine Eltern
Anna und Georg Gruber*

Helmut Gruber

Blackout

Energie – Ein Wirtschaftskrimi

Hauschild

**Über eine Spende an karitative Institutionen
soll der Reinerlös aus dem Verkauf des Buches
verschämten Armen,
die ihre Stromrechnung nicht bezahlen können,
zugutekommen.**

© 2006 beim Autor

und dem Verlag H. M. Hauschild GmbH, Bremen

Autorenlektorat: Dieter Sander, Alexander Schmitz, Dr. Andreas Stein

Umschlagentwurf: Rolf Wernet, Bremen

Gesamtherstellung: H. M. Hauschild GmbH, Bremen

ISBN 3-89757-354-7

ISBN 978-389757-354-3

Teil I

Kommunales Stadtwerk Kurzschluss

I.

Eigentlich war alles wie immer. Wie jeden Morgen. Er betrat als Erster das Bad, befreite sich als Erster im Haus von allem, was die Nacht in seinem Körper angestaut hatte, griff wie jeden Morgen zum Elektrorasierer und schob wie jeden Morgen die handliche Maschine auf seiner Gesichtshaut auf und ab, während ihr Scherkopfklöppel lautstark hin und her hastete. Und wie jeden Morgen bestimmte die Netzfrequenz unerbittlich den Schwingungsrhythmus des Geräts – erst fünfzig Mal in die eine, dann fünfzig Mal in die andere Richtung, immer wieder, rasend schnell. Unbestechlich. Haarfarbenblind. Geräuschvoll. Alles war wie immer.

Fast. Denn als die Spiegelleuchten auf einen Spannungseinbruch mit kurzem nervösem Aufflackern reagierten, gerade, als er mit der Zunge die Backentaschen ausstülpte, damit der Scherkopf leichter und gründlicher auf die Haut treffen konnte; gerade, als er für die Rasur den Hals straffte wie ein etwas zu fetter Gänsegeier, der im Begriff ist, sich die letzten Fetzen Aas von der Halskrause zu kratzen, da erblickte Schwarzmeer im Spiegel ein erschrockenes, fahles Gesicht. ‚Bloß keinen ernststen Spannungseinbruch‘, durchzuckte es sein noch morgenträges Hirn. ‚Bloß nichts Ernstes! Bloß keinen Stromausfall!‘

Die Glühlampen der Spiegelleuchten signalisierten Entwarnung: kein Flackern mehr; die Energiezufuhr war gesichert. Schwarzmeers Gesicht bekam die erste Farbe des Tages. ‚Wohl nur eine Kurzunterbrechung irgendwo im überregionalen Verbundnetz. Kein Grund zur Panik.‘ Und friedlich, ganz Routine, rasierte er sich wie jeden Morgen zu Ende.

Schwarzmeer, tagsüber für gewöhnlich den wuchtigen Rumpf in eine stramm sitzende Weste gepfercht, den massigen Schädel auf wuchtigem Hals, im Gesicht dunkelbraune, flinke, freundliche Haselnussaugen unter buschigen Brauen und darunter den Schnurrbart, dieser Friedrich Schwarzmeer erinnerte eher an ein gutmütiges Walross als ausgerechnet an einen scharfschnäbligen Raubvogel. Das hier, das war kein Geier, der sich auf wehrlose Opfer stürzte. Das hier war Friedrich Schwarzmeer, ein fleißiger, redlicher Angestellter von 51 Jahren, der nichts anderes tat, als pflichtbewusst den Lebensunterhalt für seine Familie und sich zu verdienen. Schmarotzen oder gar stehlen war seine Sache nicht.

Sonntag, Epiphantias, 13. Januar. Familienvater Friedrich Schwarzmeer rüstete zum Kirchgang. Ungeduldig erwartete er das Einsetzen der Glockenschläge, und schon bald vernahm er durch das dichte Schneetreiben die vertrauten Klänge, unter denen jeder Schlag der schweren Klöppel die scheinbar starren Gussformen im Glockengestühl zu schwingendem Leben erweckte. Der Urheber des erbaulichen Schalls freilich war längst kein Glöckner mehr, sondern ein profaner rotierender Elektromotor.

Vorsichtig und unter Mühen stapften Vater Schwarzmeer und seine zwei Kinder im dichten Schneegestöber durch die noch dunklen Gassen der kleinen Stadt. Aus ihrem Nachtdienst noch nicht entlassene Straßenlaternen verbreiteten ihr diffuses Licht wie Leuchttürme, die im Nebel Menschen und ihren Schiffen den Weg in sichere Häfen wiesen. Übermütig wirbelten die Kinder mit ihren Füßen den Schnee auf wie im Herbst das bunte Laub und zogen und zerrten den Vater weiter Richtung Kirche, über eisglattes Kopfsteinpflaster vorbei am alten Stadtbrunnen auf dem Marktplatz, auf dem der bronzene Fischer seit Jahr und Tag allen Wettern trotzte und auf seinen sprachbegabten Butt starrte. Tief saß dem Fischer der Südwester im Nacken, der mit einer dicken Schneekappe bedeckt war, und auf dem sonst metallisch glänzenden Rücken des Butts prangte eine weiße Flosse aus Schnee.

„*Manntje, Manntje, Timpe Te, Buttje, Buttje inne See, miene Fru, de Ilsebill, will nich so as ik woll will*“, hörte Schwarzmeer den Fischer rufen.

„*No wat will se denn?*“, antwortete fragend der Butt.

„Besseres Wetter wär’ schon eine gute Sache“, dachte Friedrich Schwarzmeer. „Ruhige, ungestörte Bereitschaftswoche. Keine Störung in der städtischen Energieversorgung.“

„*Se will de leebe Herrgott sien*“, gab der Fischer zurück.

Und der Butt behielt das letzte Wort: „*Go man henn. Se sitt all wedder op’n Pisspott.*“

So recht verstanden hatte Friedrich nie, warum der Fischer den Butt nicht einfach gebeten hatte: „*Miene Fru un ik wünsch sik, datt wi jummers tofreden sind.*“ Immerhin wären die beiden dann nicht so schroff in ihre alte Fischerkate zurückgeschickt worden, die der Butt auch noch so abfällig *Pisspott* zu nennen pflegte.

Mit beiden Händen zerrte Friedrich an der Klinke der reichlich schief in den Angeln hängenden Kirchentür. Zögernd und knarrend gab der

schwere Eichenflügel nach. Wohltuende Wärme empfing die Kirchgänger. Schwarzmeer, Mitglied im Kirchenvorstand, klopfte sich den Schnee von Schuhen und Mantel und betrat den Vorraum des Gotteshauses mit beschlagener Brille. Die Kinder griffen zu Gesangbüchern; Schwarzmeer benötigte keine Textvorlage; er kannte das Repertoire des Gesangbuchs so gut wie auswendig. Friedrich, Tina und Jan nahmen im Kirchengestühl Platz. Hart saß es sich auf dem Holz, trotz der Kunststoffauflage. „Na ja. Aber was soll’s. Diese alte Kirche ist einfach schön“, dachte Schwarzmeer, nicht barock überladen, sondern von typisch norddeutscher Kargheit und Klarheit, ohne Putten und Schnörkel, und bei jedem Kirchengang war es das Gleiche: Kaum hatte er Platz genommen, da empfand er, während er noch den Blick vorüber an den Pilastern und Apostelbildern durch das Gotteshaus schweifen ließ, Ruhe und Frieden, wie sie ihm sonst nur die Natur geben konnte, die See vor allem.

Große bronzene Lüster von klarer, fast zeitlos moderner Linienführung tauchten das karge, weiß getünchte Kirchenschiff und die grau gestrichenen, nach altem Holz duftenden Kirchenbänke in das warme Licht echter Kerzen. Gedämpft drang Glockengeläut ins Kircheninnere herab. Dann ebte es ab. Die Kirchenglocke schlug zehn Mal.

Das Orgelvorspiel begann, und stolz erhob die Königin der Instrumente ihre machtvolle Stimme über jedes Aufheulen des eisigen Windes und jeden am Anfang vielleicht noch widerstrebenden Geist. Dann, als die Eingangsmusik sich dem Ende zuneigte, trat Pastor Behrens, von rechts aus der Sakristei gekommen, hinter mächtigen, das Kirchenschiff tragenden Stützpfeilern hervor und schritt zum Altarbereich hinüber. Seine Schritte hallten durch den Kirchenraum, und bei jedem Aufsetzen seines Fußes tanzte seine blütenweiße Halskrause wie vom Sturm gezaust heftig auf und ab. Vor dem Altar angekommen, zog er das Mikrofon zu sich heran und begrüßte seine kleine Gemeinde. Die Worte des Pastors hallten klar und deutlich wie jeden Sonntagmorgen durch das Kirchenschiff: „Ich wünsche Ihnen allen einen gesegneten Gottesdienst. Lassen Sie uns zu Beginn das Lied Nummer 70 singen, die Verse eins bis drei.“

Schwarzmeer junior zupfte am Ärmel seines Vaters und flüsterte: „Papa, muss das nicht ‚uns allen‘ statt ‚Ihnen allen‘ heißen?“ Vater Schwarzmeer drückte den Zeigefinger gegen die Lippen und nickte ein kleines väterliches Nicken.

Die Nummer 70 war das Lied „Wie schön leuchtet der Morgenstern“. Frohgemut stimmte die Gemeinde in die von der Orgel vorgegebene Melodie ein. Schneesturm und winterliche Kälte waren vergessen, und sicher geleitete der Organist die Gemeinde durch die erste Strophe.

Doch dann schien sich im Klangbild des mächtigen Instruments etwas zu verändern; irgendetwas stimmte nicht mit den Orgelpfeifen; und nach nur wenigen Takten in die zweite Strophe hinein zerbröselte die Kraft der Töne, begannen die Pfeifen hässlich zu stöhnen und zu röcheln wie eine sterbende Ziehharmonika, um kurz darauf, erst die tiefen, dann die hohen Töne, ganz und gar zu verstummen. Droben auf der Orgelempore zeigte die eingeschaltete Beleuchtung durch anhaltendes Aufflackern: Die Stromversorgung war dabei zusammenzubrechen.

Ratlos stand der Pastor vor dem Altar. Küster Alldag hastete zum Sicherungskasten hinaus. Der Kantor eilte über die hölzerne, knarrende Wendeltreppe von der Orgelempore zum Altarbereich hinunter, um der unverdrossen weitersingenden Gemeinde durch vokalen Flankenschutz das akustische Verlöschen des eben noch gepriesenen Morgensterns zu ersparen.

Schwarzmeer packte die Hände seiner Kinder, stand abrupt auf, zog die beiden mit sich, und das Trio verließ hastig den Kirchenraum. Er drückte die mächtige Kirchentür auf und stand mit beiden Kindern erneut im dichten Schneegestöber. Zufällig näherte sich ein Taxi, und der Fahrer quittierte Schwarzmeers Winken durch die Flockenwand hindurch mit schnellem Auf- und Ablenden der Scheinwerfer. Vater und Kinder bestiegen das Fahrzeug, und Schwarzmeer dirigierte den Fahrer nach Hause. Dort angekommen, ließ er die Kinder aussteigen. „Nicht nur bei uns“, hörte er noch seine Frau rufen, „im ganzen Haus ist alles tot! Die Heizung auch ... ausgerechnet!“

„Stadtwerke!“, knurrte er. Der Fahrer nickte stumm.

Im Taxi krächzte ihn eine Metallstimme aus seinem Mobiltelefon an: „Die ganze Stadt liegt im Dunkeln. Totaler Blackout!“ Und mit jeder Kreuzung, die er in der Droschke auf dem Weg zur zentralen Netzleitstelle der Stadtwerke hinter sich ließ, schlug sein Herz rascher: Die Nachricht vom Blackout löste in ihm eine bisher nicht gekannte Unruhe aus, die in Schüben von ihm Besitz ergriff. Seine Hände begannen zu zittern, Schweiß perlte ihm von der Stirn, während vor den Fenstern

des Wagens der eisige Wind vorüberglitt. Er roch den Schweiß unter seiner Weste. Aber es kümmerte ihn nicht.

II.

Schwarzmeer brauchte gar nicht erst die Netzleitstelle zu betreten, die von der Notbeleuchtung in mattes Schummerlicht getaucht war. Er stand noch in der Eingangstür, als er schon genau wusste, was los war. Es war, wie er befürchtet hatte: Die Situation war kritisch. Er schaute auf die großen digitalen Spannungsmesser des überregionalen Stromversorgers: 110 000 Volt. Das hieß, dass die Ursache der Störung nicht im Netz des einspeisenden Übertragungsnetzbetreibers zu suchen war. Das Malheur, ein dreipoliger Kurzschluss, konnte also nur im Versorgungsbereich der Stadtwerke aufgetreten sein.

Er hastete hinaus. Die spärliche Flurbeleuchtung wies ihm den Weg zur WC-Tür. Aus bitterer Erfahrung – seinem und Heikes letzten Urlaub in Mexiko – wusste er, dass alles zu spät sein würde, wenn er nicht augenblicklich in Richtung Sanitärbereich spurtete. Hektisch stieß er die erste Zellentür auf, riss ebenso hektisch Reißverschluss und Gürtelschnalle mit einer einzigen blitzartigen Bewegung auf, die Hose glitt an seinen Beinen auf den gefliesten Toilettenboden. Es hatte gerade noch geklappt: Sein Körper bebte vor Aufregung und vor Erleichterung. Dann aber, beim Händewaschen, bemerkte er, übers Waschbecken gebeugt und im Halbdunkel des Raumes, nicht, dass der aus dem Hahn mit letztem Überdruck schießende Strahl kalten Wassers unzählige Tropfen über den Beckenrand hinaus versprühte. Überm Schritt war seine Hose klitschnass. Mit einem Papierhandtuch rieb er sich oberflächlich Gesicht und Hände ab und hastete zurück Richtung Leitwarte. Im Flur kam ihm ein Kollege entgegen: „Moin, Moin, Herr Schwarzmeer! ... Oh! Ämm ... Ihre Hose ...! Ihr Hemd ...!“, wies er mit nach unten ausgestrecktem Arm auf Schwarzmeers offenen Reißverschluss und das Hemd, das nur zur Hälfte wieder in der Hose steckte, und rief ihm mit einem kehligen, verlegenen Lachen und dann fast nur noch flüsternd hinterher: „Es bietet nie der feine Mann zum Gruße ...“. Friedrich war um die Ecke verschwunden. Den Rest hörte er nicht mehr.

Zurück in der Netzleitstelle, signalisierte ihm das von der Stromversorgung unabhängig über ein Batteriesystem versorgte elektrische Moosaikschaltbild durch lebhaft blinkende Leuchtfelder, dass alle Leistungsschalter in Ruhestellung verharrten – sie waren ausgeschaltet. Der ringförmig aufgebaute städtische Mittelspannungsbereich war spannungslos, und damit waren sämtliche städtischen Transformatorstationen von der hochspannungsseitigen Energieversorgung durch die Kraftwerke abgeschnitten. Ein kurzer Blick hinüber zum Protokoll des Störungsschreibers bestätigte: „10:08 – alle städtischen 20-kV-Leistungsschalter gefallen.“ Die im vorgelagerten 110-kV-Hochspannungsnetz installierten Schutzrelais hatten angesprochen. Die Leistungsschalter der beiden Transformatoren des einspeisenden Umspannwerkes waren ohne Vorankündigung binnen Millisekunden durch Distanzschutzrelais freigeschaltet worden.

Dabei hatten die Leistungsschalter ihre Kurzschlussfähigkeit unter Beweis gestellt, kleine Wunderwerke, die viel mehr waren als einfache Ein-Aus-Lichtschalter: Ihre Aufgabe war es, einen Kurzschlussstrom, einer Blitzentladung vergleichbar, abzuschalten und den dabei entstehenden Plasmalichtbogen gleichsam zu ersticken. Taten sie so etwas, dann war das laut und deutlich zu hören, denn die von starken, vorgespannten Federkräften getriebenen Schaltstifte wechselten dann, auf extrem hohe Anfangsgeschwindigkeit beschleunigt, von der Ein- in die Ausschaltposition und zogen einen verlöschenden Lichtbogen hinter sich her.

Schwarzmeer hatte Erfahrung. Und weil das so war, wusste er: Die für die Fehlererfassung zuständige Schutztechnik der Stadtwerke hatte kläglich versagt.

Die Großstörung hatte hier, unmittelbar vor Ort, ihren Anfang genommen. Wieder traten ihm Schweißperlen auf die Stirn und rannen als kleine silbrige Rinnsale über sein Gesicht. Die Verantwortung für den Blackout – sie fiel in seinen eigenen Zuständigkeitsbereich!

Schon um 8 Uhr 12, so der Computerausdruck des Störfallschreibers, war im Netz der Stadtwerke ein einpoliger Erdschluss aufgetreten. Wieder war Grundwasser in die empfindliche Kabelisolation eingedrungen. Der Himmel wusste, wo. Die Kabel ruhten nun mal in feuchtem, sandigen Untergrund, und zwar tief unter den Gehwegplatten draußen, in ein Meter dreißig Tiefe. Weder strenge Fröste vermochten bis in diesen Erd-

bereich vorzudringen, noch konnten Winterstürme dem städtischen Kabelnetz irgendetwas anhaben. Ein Alarm in der Netzstelle hatte den sich abzeichnenden Kurzschluss rechtzeitig angekündigt, aber der diensthabende Lastverteiler der Stadtwerke hatte das Signal als „Rattenalarm“, wie es in der Umgangssprache der Elektriker hieß, falsch interpretiert und deshalb fahrlässig unterdrückt. In der Vergangenheit war es häufiger vorgekommen, dass kleinere Kurzschlussmeldungen im weitverzweigten Netz der Stadtwerke angezeigt wurden, aber oft genauso schnell wieder verschwanden, wie sie gekommen waren. Mehrfach waren es tatsächlich Ratten gewesen, die sich freiwillig auf den elektrischen Stuhl begaben, wenn sie auf stromführenden Kupferschienen balancierten und damit eine elektrische Verbindung zur Erde herstellten. Nur dieses Mal war ein leuchtend rotes Daueralarmsignal angezeigt worden. Und das bedeutete: Falls keine Korrekturmaßnahmen ergriffen würden, bestünde die Gefahr einer Großstörung.

Zwei Stunden später, zur besten Kirchgängerzeit, war die ursprünglich winzige Glimmentladung zu einem kräftigen, stabilen Lichtbogen angewachsen, hatte sich zum Kurzschluss erweitert und die gesamte Kabelisolation aus vernetztem Polyethylen nach und nach zerstört. Erst die Stromabschaltung hatte den Lichtbogen abrupt zum Erlöschen gebracht und die Zerstörung weiterer Teile des Kabelnetzes der Stadtwerke verhindert.

III.

Den Oberkörper auf die Fäuste gestützt, hockte Schwarzmeer, tief in seine Überlegungen vergraben, vor dem elektrischen Mosaikschaftbild. Blinkende Signallämpchen meldeten nach wie vor: Schalter standen auf „Aus“. „Hätte ich doch vorhin bloß die Spiegelleuchten mehr beachtet. Das Aufflackern“, grübelte er. „Es war zu spät!“ Die Stadt lag im schummrigen Halbdunkel an diesem düsteren Winter-Sonntag. Stromausfälle wie in New York, Kopenhagen, Athen, London oder der katastrophenähnliche Blackout in Nordrhein-Westfalen, so etwas hatte er für diese Stadt noch in der Woche zuvor als absolut undenkbar bezeichnet. Nun aber hatte ihn die Realität eingeholt ... und in der Öffentlichkeit würde er als Lügner dastehen.

Voller Mitgefühl schielte der diensthabende Lastverteiler zu Friedrich Schwarzmeer hinüber, der auf seinem Bürostuhl kauerte, sein Hosenlatz noch durchnässt von dem Wasserschwall beim Händewaschen, das Gesicht schweißüberströmt, die Finger nervös in den zerwühlten Haaren. ‚Ist ja gut, ist ja gut‘, murmelte er unhörbar vor sich hin, ‚ich fühle mich ja verantwortlich für den Blackout. Aber wehe, irgendjemand kommt jetzt und macht noch mehr Stress. Solange es keine eindeutig identifizierte Fehlerstelle gibt, gibt es auch keine Schalthandlungen, basta! Auf einen noch anstehenden Kurzschluss die noch aktive 110-Kilovolt-Stromeinspeisung zu schalten – das wäre unverantwortlich! Reiner Selbstmord! Das könnte einen Stromausfall im gesamten Landkreis auslösen!‘

Schwarzmeers Gehirn war fieberhaft und vollkommen analytisch damit beschäftigt, die Ursache für den Blackout zu lokalisieren. Aus Erfahrung wusste er, dass der Lichtbogen, der in der Kabelisolation so zerstörerisch gewirkt hatte, sich wie eine Schmarotzerpflanze benahm und auf permanente Energiezufuhr aus den Kraftwerken angewiesen war. Träge in den Kupferdrähten dahinfließende Elektronenströme waren urplötzlich, von einer unsichtbaren treibenden Kraft erfasst, mit Lichtgeschwindigkeit vorwärtsgeschleudert worden. Harmlose Elektronen, die es gewohnt waren, farbige Bilder auf Fernsehschirme zu zaubern, hatten sich explosionsartig in elektrisch geladene Lawinenströme verwandelt. Lediglich der bescheidene Leitungswiderstand des Kupferkabels begrenzte die Flankensteilheit des entfesselten Energiestromes. Tausende von Ampere waren ungehindert durch den Leiterquerschnitt des Kupferkabels geschossen. Das ungewollte Experiment hatte erneut die Ohm'sche Gesetzmäßigkeit bestätigt: Je geringer der Leitungswiderstand, je höher der Kurzschlussstrom. Ohne sofortige Unterbrechung der Stromzufuhr würde der Kupferleiter, der für die dauerhafte Übertragung eines Kurzschlussstromes nicht ausgelegt war, unwiderruflich zerstört werden.

Die von Turbinengeneratoren in ein Stromnetz abgegebenen elektrischen Energieströme vermochten nun mal zwischen dem normalen Lastverhalten der Verbraucher und dem Speisen eines im Kabelnetz gerade entstehenden Kurzschlusses keinen Unterschied zu machen. Statt sich zurückzuhalten und Rücksicht zu nehmen auf das für die Ableitung aus den Generatoren dringend benötigte Kabelnetzwerk, stürzten sich

Massen von Elektronen wie mikroskopisch kleine lichtschnelle Piranhas auf die aus dem Kabelmantel blutende Isoliermasse, und sogar noch Hunderte von Kilometern vom Kurzschlussort entfernte Kraftwerke beteiligten sich an dieser brutalen Selbstzerstörungsaktion. Überall im Netz auf der Lauer liegende Schutzrelais versuchten fein säuberlich zu trennen zwischen Normalstrombedarf und dem steil ansteigenden Strombedarf eines Kurzschlusses, ununterbrochen bereit, in Millisekunden zu entscheiden: Muss das Netz von den Kraftwerken getrennt werden oder nicht? Je schneller, desto besser: Fehlentscheidungen waren verheerend: Entweder ungewollter Blackout oder zerstörtes Kabelnetz. Auch Planungingenieur Friedrich Schwarzmeer war sich seiner Verantwortung, diese beiden Entscheidungskriterien unter Kontrolle zu halten, voll bewusst.

Hatte womöglich doch ein fehlerhaftes Schutzrelais den Blackout ausgelöst? Wohl kaum. Schließlich kannte er die Fehlerstatistik der Stadtwerke aus dem Effeff. Und wenn er die zugrunde legte, dann war der Fall eher unwahrscheinlich.

Schwarzmeer bahnte sich weiter seinen Weg zur Ursachen-Analyse und wartete auf einen Anruf der drei Schaltwärter, die im Netz die Störung präzise zu lokalisieren suchten, als sich über Funk plötzlich Schaltanlagenmeister Bender fachlich kurz und präzise meldete: „Schaltstation Süd Kurzschlusschutz angesprochen.“ Schwarzmeer hinterfragte nichts. Er wusste, dass er sich auf Bender hundertprozentig verlassen konnte. Er vertraute dem Elektromeister blind.

Schaltanlagenmeister Bender war unverheiratet. Ein kleiner weißhaariger Mann mit verwittertem Gesicht, den niemand je anders gesehen hatte als in seinem blaugrauen Arbeitskittel mit dem unvermeidlichen gelben Kugelschreiber, einem elektrischen Spannungsmesser und einem Taschenrechner in der oberen linken Tasche. Er dachte grundsätzlich in technischen Einheiten, für weibliche Sinusformen verfügte er kaum über Regungen. Auf Oszillographenbildschirmen Sinus- oder Kosinusfunktionen von elektrischen Strömen und Spannungen sichtbar zu machen, das war seine Welt, und sonst fast gar nichts. Er war Amateurfunker, Inhaber mehrerer Patente, und zurzeit experimentierte er an einem Schaltmodul, mit dem, so seine Hoffnung, Telefonkunden bald über das europäische Stromnetz günstiger telefonieren könnten.

Der vorgelagerte Übertragungsnetzbetreiber, der die Stadtwerke aus seinen Kraftwerken mit elektrischer Energie versorgte, wurde nach Benders Anruf über das Notfalltelefon aufgefordert, umgehend die großen Netztransformatoren wieder zuzuschalten. Und krachend fuhren die Schaltstifte der Leistungsschalter zurück in die Tulpenkontakte der spannungsführenden Sammelschienenstrecke des Umspannwerkes. Die wieder anstehende Spannung war erneut bereit, jeden Strombedarf sofort zu befriedigen, und es war völlig egal, ob der durch das Lastverhalten der Kunden oder durch einen Kurzschluss entstanden war. Wieder schossen Massen von Elektronen über die Höchstspannungsleitungen in das Netz der Stadtwerke, ‚ohne zu ahnen‘, dass erneut ein satter Kurzschluss als Stromnachfrager befriedigt werden musste. Nur kurz flackerten die Leuchtstofflampen der Netzleitstelle auf. Wieder war die Notbeleuchtung gefordert und warf aufs Neue ihr spärliches Licht auf das Mosaikschaltbild der Stadtwerke. Selbst die beiden digitalen 110 000-Volt-Einspeisegeräte zeigten diesmal keine Spannung mehr an. Das bedeutete nichts anderes, als dass sich der anfangs lokale Stromausfall mittlerweile doch zum flächendeckenden überregionalen Blackout ausgeweitet hatte.

„Was zum Teufel ist da los?“, brüllte eine Stimme in das Notfalltelefon, das die Netzleitstelle der Stadtwerke mit der übergeordneten Leitzentrale des vorgelagerten Übertragungsnetzbetreibers verband. „Wir haben starken Frequenz- und Spannungseinbruch im Verbundnetz gehabt ... Mehrere Kraftwerke laufen nur noch als elektrische Versorgungsinseln ... Haben sich aus dem deutschen Kraftwerksverbund ausgeklinkt ... Sind dicht an der kritischen 49-Hertz-Grenze und am automatischen Lastabwurf vorbeigeschrammt ... Besonders Ihre Region ist wegen der Stilllegung des AKW auf Stromimporte angewiesen!! ... Schwarzmeer ... Sie hatten die Strecke als einschaltbereit gemeldet! Unser Störfallschreiber meint aber, dass immer noch ein Kurzschluss im Stadtwerknetz ansteht! Haben Sie bei Ihrer Fehlersuche eine Erdungsspinne vergessen? Oder haben Sie einen Erdungsschalter falsch positioniert?“

Die letzten Worte nahm Schwarzmeer gar nicht mehr wahr. Er war in seinen Stuhl zurückgesunken, völlig außer Fassung. „Ja ja ... Wenn Friedrich will, steh’n alle Räder still“, knirschte fast unhörbar der diensthabende Lastverteiler vor sich hin.

Die drei öffentlichen Telefone in der Leitwarte klingelten fast ununterbrochen. Der Stadtdirektor verlangte einen Überblick. Der gerade herein-stürmende Stadtwerksdirektor übernahm das Gespräch. Direktor Meyer versprach umgehenden Rückruf, sobald die Ursache der Störung und ihre Dauer bekannt wären.

Meyer ließ sich mit dem diensthabenden Lastverteiler des vorgelagerten Netzbetreibers verbinden.

„Hier Stadtwerksdirektor Meyer“, meldete sich Schwarzmeers Chef mit der festen Stimme der unangefochtenen Autorität. „Durch einen Computerfehler in der Automatik unserer Schaltlogistik ist in unserem Netz ein Erdungsschalter eines defekten Kabelabgangs falsch positioniert gewesen. Bitte veranlassen Sie, dass ein weiterer Einschaltversuch unternommen wird. Die Strecke ist jetzt elektrisch sauber und nicht mehr kurzschlussbehaftet.“

„Ohne schriftliche Bestätigung gibt es keinen zweiten Schaltversuch, das wissen Sie doch“, gab der Leiter der Lastzentrale des Übertragungsnetzbetreibers ungerührt zurück.

„Bekommen Sie. Bekommen Sie.“

„Schwarzmeer“, fuhr Direktor Meyer Friedrich kaltschnäuzig an, „veranlassen Sie, dass der Übertragungsnetzbetreiber einen schriftlichen Freigabevermerk für unser Netz bekommt.“

Durch die Telefone prasselte eine Katastrophenmeldung nach der anderen herein. Im städtischen Altenheim hielt der steckengebliebene Fahrstuhl drei kranke Bewohner zwischen dem zweiten und dem dritten Stockwerk gefangen; Feuerwehr und Unfallarzt waren benachrichtigt worden. Das Krankenhaus wollte wissen, wann wieder mit gesicherter Stromversorgung zu rechnen sei. Der Notdiesel hätte die Stromversorgung übernommen. Das Lagezentrum der Polizei wurde benachrichtigt, dass sämtliche Verkehrsampeln in der Stadt ausgefallen waren. Ein Hühnerzüchter wollte wissen, wann es wieder Strom gäbe: Seine Hühner seien vom Erstickungstod bedroht. Der Chefredakteur der lokalen Zeitung erwartete vor Redaktionsschluss ein gefaxtes Presse-Statement. Besorgte Mütter fragten an, wann die durch den Stromausfall ausgeschalteten Heizungen wieder anspringen würden. Kundenservice wurde angewahnt. Ein ambulant tätiger Unfallarzt benötigte dringend ein Notstromaggregat. Ein Angestellter des Straßenbauamtes fuhr Straßenkon-

trolle und äußerte seine Besorgnis über den bedrohlichen Durchhang der Leiterseile über der Autobahnkreuzung. Die Seile seien nun schon armdick, im Profil tropfenförmig, mit Eis und Schneebehang beladen und hätten, wie eine Grobmessung ergeben habe, nicht mehr ihren Sicherheitsabstand von sieben Metern zur Fahrbahndecke. Die einzelnen Leiterseile machten, meinte der Mann in dem Kontrollfahrzeug, bei leichten Windböen seltsam tanzende Bewegungen. Und dann wollte er auch noch wissen, ob die Autobahn aus Sicherheitsgründen gesperrt werden müsse und ob für die zu beiden Seiten der Strecke aufragenden Abspann-Gittermasten womöglich akute Umbruchgefahr bestünde. Die Stahlmasten seien immerhin bereits aus der Vorkriegszeit und damit älter als 60 Jahre.

„Machen Sie sich keine Sorgen, die Masten sind gut gewartet und umbruchsicher, selbst bei starkem Schnee und Eisbehang“, beschwichtigte die Netzleitstelle den Straßenwärter. „Die Leitung wird schnellstens wieder unter Spannung gesetzt, und dann sorgt die Verlustwärme in den Seilen dafür, dass alles abschmilzt.“

„Schwarzmeer“, blaffte Direktor Meyer seinen Bereitschaftsingenieur erneut an, „übernehmen Sie wieder! Fangen Sie an mit dem Netzaufbau!“

Schrittweise, Schalter für Schalter, ließ Schwarzmeer die einzelnen Leitungsabschnitte zuschalten. Binnen fünfzehn Minuten war das Hochspannungsnetz der Stadt wieder unter Spannung. Das defekte Leitungstück blieb vom übrigen Netz galvanisch getrennt; der Blackout dieses 13. Januar war damit zum statistischen Erfassungsfall geschrumpft. Korrekturmaßnahmen im Zuständigkeitsbereich von Stadtwerkdirektor Meyer waren jedoch noch nicht abgearbeitet und standen demnach weiterhin auf der Warteliste.

Meyer, die Lider zu Schlitzeln zusammengekniffen, hastete derweil an flockenumwirbelten Straßenleuchten vorbei über den Betriebshof zu seinem Büro hinüber und bereitete schon im Kopf den Presstext vor. Von seinem Schreibtisch aus stimmte er den Text telefonisch mit dem Stadtdirektor ab. Einzelheiten der Netzstörung könnten in der Aufsichtsratssitzung des folgenden Dienstags behandelt werden, lautete bei der Herren Absprache. Technische Details wären für die Öffentlichkeit ohnehin nicht von Interesse; entscheidend für die Stadt war ausschließlich die eiserne Bewahrung vor Imageschäden, gleich welcher Art.

Am Montag fand sich im Lokalteil der örtlichen Tageszeitung folgende Notiz:

Am gestrigen Sonntagmorgen kurz nach zehn Uhr war für wenige Minuten die Stromversorgung der Stadt unterbrochen. Das den Stadtwerken vorgelagerte Höchstspannungsnetz des überregionalen Übertragungsnetzbetreibers war ausgefallen. Nicht im Verantwortungsbereich der Stadt liegende Netzschutzrelais hatten die Stromversorgung der Stadt abgeschaltet. Dank des umsichtigen und routinierten Eingreifens der zuständigen Fachleute gingen nach fünfzehn Minuten wieder die Lichter an. Schadenersatzforderungen seien deshalb nicht zu befürchten, sagte gegenüber unserer Zeitung ein Sprecher der Verwaltung.

Während sein Fahrer den schweren Dienst-Mercedes durch die verschneiten Straßen jonglierte, trug im Fond Direktor Meyer seiner Sekretärin auf, für den folgenden Vormittag ein hausinternes Expertengespräch einzuberufen. Schwarzmeer sollte dafür einen Störfallbericht anfertigen. „Und sagen Sie ihm, dass der Bericht konkrete, korrektive Maßnahmen nennen soll“, ordnete er an und schaltete das Autotelefon grußlos wieder ab.

IV.

Die Fachleute saßen bereits um den Konferenztisch versammelt, als der Chef grußlos den Sitzungssaal betrat. Vor jedem von ihnen lag ein Exemplar des von Schwarzmeer erstellten Störfallberichts, und jeder von ihnen hatte den Text bereits überflogen.

„Herr Schwarzmeer, bitte, wenn Sie uns dann jetzt durch Ihren Bericht führen könnten“, eröffnete Meyer mit schneidender Stimme die Sitzung. „Gehen Sie gezielt auf korrektive Maßnahmen ein. Der endgültige Bericht sollte von Ihnen gegengezeichnet werden. Bitte veranlassen Sie, dass meine Sekretärin das Exemplar bis 15 Uhr vorliegen hat.“

Während Schwarzmeer die vom Störungsschreiber ausgedruckten Zeiten vortrug, wurde seine Stimme bei der Fehleranalyse von Punkt zu

Punkt belegter. Und fast nur noch kehlig hatte er zu melden: „Die mögliche Störungsursache könnte der bereits gegen acht Uhr aufgetretene Erdschluss gewesen sein.“

„Könnte sein! Könnte sein! Ich bitte Sie!“ Siegbert Meyer, ein Mann von Ende fünfzig, untersetzt, wohlbeleibt und tagaus, tagein in demselben altmodischen Pfeffer-und-Salz-Sakko, zu dem er mit Vorliebe etwas zu auffällige Krawatten trug, hatte das typische rotwangige Gesicht des gesund aufgewachsenen friesischen Landjungen. Ein Gewirr feiner lilafarbiger Äderchen überzog die dicke Nase, auf der seine Brille im klassischen dickrandigen Stil der sechziger Jahre je nach Stimmungslage zu ruhen oder zu tanzen pflegte. Oberflächlich kannte man den Chef, und man wusste, dass er sich schnell und scheinbar unvermittelt in Rage bringen, sich aber ebenso von einem Moment zum anderen wieder von einem Wolf in ein Schaf zurückverwandeln konnte. Und natürlich hatte die Position durch viele Jahre hindurch den Mann durch und durch geprägt, woran auch die Tatsache nichts zu ändern vermochte, dass er im Umgang mit Menschen oft eigenartig gehemmt und linkisch wirkte, was er gern durch ein gewisses Maß an schroffer Knappheit kaschierte. Er war es gewohnt zu delegieren und gelegentlich auch, anscheinend unmotiviert, zu schikanieren. Meyer war ein Mann, der die Distanz zwischen sich und seinen Mit- und Zuarbeitern nie durchbrach oder nie durchbrechen konnte oder wollte. Man wusste in Wahrheit wenig über ihn. Er funktionierte, war der Eindruck, er lebte nicht. Und falls er doch lebte, dann ausschließlich für sein Amt. Zu öffnen schien er sich jedenfalls immer nur dann, wenn er sich über irgendetwas oder irgendjemanden wirklich aufregte.

Meyers Gesicht war mittlerweile puterrot. Er gestikulierte wild, steigerte seine Stimme bis zum Brüll-Fortissimo, sprang von seinem Stuhl auf, durchbohrte Schwarzmeer unaufhörlich mit wütendem Blick und hielt die Hände wie zum Würgegriff geformt, gerade so, als wollte er sich jeden Moment auf den Ingenieur werfen, fast wie ein Elektronenstrom, der sich auf einen Kabelkurzschluss stürzte.

„In der Endfassung wird stehen, dass der Erdschluss die Störungsursache war. So! Ja! Also: Der Erdschluss! Wir sind doch hier nicht in der Klippschule, hören Sie mal! Sie wissen doch ganz genau, meine Herren, dass ein einpoliger Erdschluss, der fast zwei Stunden ansteht, nach den

Vorschriften der Vereinigung deutscher Elektrofachleute überhaupt nicht zulässig ist!“ Meyer kochte wie selten. „Sie alle“ – sein Zeigefinger nickte wie ein nervöser Revolverlauf – „sind verpflichtet, sich an die VDE-Vorschriften zu halten. Für die von den Stadtwerken eingesetzten Kunststoffkabel ist ohne Ausnahme bei erdschlussbehafteten Kabelsträngen maximal eine Stunde zulässig. Nicht zwei. Das wissen Sie!“

Meyer bohrte weiter. „Aber was ist mit der Schutztechnik? Warum hat der vorgelagerte Distanzschutz beide Einspeisungen gleichzeitig freigeschaltet?“

„Vermutlich, nein ... nein, bestimmt ist die Selektivität zwischen den übergeordneten Schutzrelais des Übertragungsnetzbetreibers und denen der Stadtwerke nicht mehr vorhanden“, wick Schwarzmeer kleinlaut aus.

„Vermutlich! Vermutlich! Vermutlich!“, dröhnte Meyer. „Kollege Schwarzmeer, das ist keine technisch belastbare Aussage! Ihnen dürfte bekannt sein, dass die Selektivität der Schutztechnik beider Netze nicht mehr stimmt, wenn innerhalb unseres Netzbereiches ein Kurzschluss auftritt und die gesamte übergeordnete Einspeisung freischaltet. Unser eigener Leitungsschutz hätte den Kurzschluss erfassen sollen, ach, was rede ich, erfassen müssen. Das Versagen unserer Relaischnik hat entscheidend zum Stromausfall in der Stadt beigetragen. Die korrekte Staffelung der Schutztechnik fällt in Ihren Verantwortungsbereich!“, fauchte Meyer. „Für die Koordination der Selektivität der Schutzrelais ist, wie Sie wissen, der nachgeschaltete Netzbetreiber verantwortlich. Ich verlange von Ihnen, dass Sie sich noch heute mit der Schutzabteilung des Übertragungsnetzbetreibers auseinandersetzen. Machen Sie mir bis übermorgen schriftlich Mitteilung darüber, wann dieser Missstand beseitigt sein wird.“ Kurze Pause. Meyer schnaufte. Dann setzte er die Bohrererei fort: „Wie viele Erdschlüsse haben wir im letzten Jahr in unserem Netz registriert?“

„Allein drei auf dem Teilstück, das jetzt wieder mit einem Erdschluss behaftet ist“, informierte Schwarzmeer ihn den Tatsachen entsprechend.

„Und ist die Frage gestattet, wann Sie geplant haben, dieses unzuverlässige Kabelstück auszutauschen?“ Er schnaufte. „Fachwissen und Verantwortungsbewusstsein, lieber Schwarzmeer, die sind hier gefordert,

kein Vielleicht oder Womöglich oder Vermutlich! Damit hätte nicht nur der noch anstehende Kabelfehler vermieden werden können, sondern weitere dazu“, fügte Meyer bissig hinzu.

„Herr Meyer, bitte verzeihen Sie“, ergriff mit erhobener flacher Hand, deren Innenfläche Meyer zugewandt war, der Betriebsratsvorsitzende Stein das Wort. „Ich wollte nur kurz an die Sitzung im Oktober vorigen Jahres erinnern, hier, im selben Raum. Damals wurde uns der Haushaltsplan für Unterhaltungsmaßnahmen der Stadtwerke ri-go-ros zusammengestrichen. Der Kostendruck wegen der bevorstehenden Liberalisierung des Strommarktes würde keine nicht wirklich zwingend erforderlichen Unterhaltungsmaßnahmen zulassen, hieß es damals. Und das waren, mit Verlaub, Ihre Worte! Ich meine nur ... ich meine, dass wir hier nicht von irgendwelcher Schuld reden sollten; und wenn überhaupt, dann höchstens von ... einer, wenn ich so sagen darf, Kollektivschuld. Kein Einziger von uns hier hat die Liberalisierung der Energiemärkte gefordert!“

Stein, Rüdiger, genannt Rude, ein hagerer Mittvierziger mit fahler Haut und schwarzen vollen Haaren, wirkte ständig gehetzt und wie unter Hochspannung stehend. Seit Jahr und Tag engagierte er sich in der Gewerkschaftsarbeit, und er war das Reden gewohnt, das bei ihm fast immer so demagogisch aufgeheizt anmutete, als befände er sich als Hauptakteur auf irgendeiner Wahlveranstaltung. Seine rhetorische Begabung und sein Biss waren erwiesenermaßen auch nicht durch klassische Meyer'sche Eruptionen ins Wanken zu bringen, eine Tatsache, die nicht unerheblich zu seiner Popularität im Werk beigetragen und ihm in Abwandlung seines Vornamens seinen Spitznamen eingebracht hatte. „Es ist doch unbestreitbar, dass gerade wir als Mitarbeiter der Stadtwerke, und vor allem wir als Betriebsräte, uns stets und ständig gegen eine Liberalisierung der leitungsgebundenen Energien ausgesprochen haben.“ Geraune im Raum, erregtes Gemurmel. „Trotz des uns allen drohenden steigenden Kostendrucks wäre eine Reduzierung von Wartungs- und Unterhaltungsaufwand der völlig falsche Weg. Wie genau das stimmt, hat ja die gestrige Störung gezeigt.“

„Der irrtümlich nicht entfernte Erdungsschalter, der die zweite Störung ausgelöst hat, der ... der wird statistisch der Rubrik ‚Menschliches Versagen‘ zugeordnet. Im Übrigen verfahren wir wie heute be-

schlossen“, murmelte Direktor Meyer und verließ, wiederum grußlos, den Raum.

V.

Wie jeden Werktag verließ Schwarzmeer auch an diesem Morgen sein Haus pünktlich um sieben. Eine knappe Viertelstunde später rollte sein dunkelblauer Volvo auf den Parkplatz der Stadtwerke. Für ihn bestand kein Zweifel: Um Punkt acht würde Direktor Meyer das von seiner Sekretärin angekündigte Gespräch mit ihm führen. Dies würde, so oder so, kein Tag wie jeder andere werden.

Schwarzmeer trat ein. Neben Meyer saß die Leiterin der Personalabteilung, Frau Kluge. Die imposante alte Standuhr im Büro des Stadtwerksdirektors zeigte zehn vor acht an. Schwarzmeer grüßte, Meyer grüßte wortlos zurück mit einer knappen, herrschaftlichen Handbewegung in Richtung des Stuhls, auf dem der Ingenieur Platz nehmen sollte. Meyer trug – wie Schwarzmeer meinte, dem Anlass vermutlich durchaus angemessen – an diesem Morgen ausnahmsweise zu seinem Pfeffer- und-Salz-Sakko eine dunkel gemusterte Krawatte.

„Herr Schwarzmeer“, begann er, „Sie wissen sicherlich, was uns heute Morgen zu diesem Personalgespräch zusammengeführt hat.“ Er vermied Blickkontakt und tat, als würde er, während er sprach, weiter den von Schwarzmeer unterschriebenen Störfallbericht studieren. Auch Frau Kluge – ganz die typische Personalleiterin, aufrecht, schlank, unanfechtbar, zartrandige Lesebrille, strenge, stets perfekt getürmte Frisur, wie gewohnt makellosoes Kostüm à la Coco Chanel in neutralem Beige und züchtig aneinandergedrückte Knie – hielt den Blick verlegen in eine auf ihrem Schoß ruhende Kopie des Berichts gesenkt.

„Bedingt durch den in naher Zukunft zu erwartenden schärferen Wettbewerbsdruck auf dem Energiesektor sind wir gezwungen, ein Kostenreduktionsprogramm zu initiieren“, begann Meyer umständlich seine Ausführungen. „Vor diesem Hintergrund habe ich entschieden, dass die Elektro- und die Gas-Abteilung zusammengelegt werden. Die neue Gesamtabteilung wird von einem Abteilungsleiter geführt werden. Herr Geisel wird ab sofort für beide Bereiche zuständig sein. Über Detailfragen, was Ihre weitere persönliche berufliche Zukunft angeht, wird sich Frau Kluge mit Ihnen unterhalten.“

Schwarzmeer glaubte zu träumen. Aber diesmal träumte er nicht. Und verhältnismäßig rasch begann sein Bewusstsein sich mit der Situation vertraut zu machen – und sie als real zu akzeptieren.

„Damit kein Missverständnis aufkommt, Herr Schwarzmeer: Ich habe die Zusammenarbeit mit Ihnen immer sehr geschätzt; und ich möchte mich an dieser Stelle ganz ausdrücklich für die loyale und konstruktive Kooperation über viele Jahre bedanken. Ich denke da besonders an Ihre Verdienste um das Programm Gasgegenmaßnahmen.“ Damals war Friedrich einer von nur wenigen gewesen, die mit Zivilcourage dafür gekämpft hatten, überall dort, wo neue Gasleitungen gelegt werden sollten, als vorbeugende Maßnahme gegen eine mögliche Gaspenetration im städtischen Versorgungsgebiet das elektrische Leitungsnetz zu verstärken. „Wir haben es seinerzeit gegen die Befürworter der neuen Gasheizung geschafft, der elektrischen Speicherheizung hier zum Durchbruch zu verhelfen. Für diese Unterstützung bin ich Ihnen noch heute dankbar.“ Und nach kurzer, allzu kurzer Pause: „Leider erlaubt es mir mein Zeitplan mal wieder nicht, mich länger mit Ihnen zu unterhalten. Sie wissen ja, wie das ist ... Wir holen das nach. Aber jetzt ... Bitte, entschuldigen Sie mich ... Ich habe noch eine Verabredung mit dem Stadtdirektor und dem Kämmerer. Frau Kluge wird mit Ihnen das Gespräch drüben im Besprechungszimmer der Personalabteilung fortsetzen.“ Meyer schickte sich an, sein Büro zu verlassen. Kurzer mechanischer Handschlag. Ende.

„Herr Schwarzmeer“, übernahm Elisabeth Kluge sofort, um gar nicht erst auch nur einen Anflug von Betretenheit aufkommen zu lassen, „Sie haben ja schon vom Herrn Direktor gehört, dass Ihre Planstelle aufgrund der Rationalisierungsmaßnahmen gestrichen werden muss ... Könnten Sie sich vorstellen, das Prüfamt unserer Zählerabteilung zu übernehmen? Ein Wechsel in unsere Abteilung Öffentliche Bäder wäre auch durchaus denkbar.“

Fragen wie Peitschenhiebe, rhetorischer Müll. Dümmlisches Geplänkel. Zynismus. Demütigung. Fall. Absturz. Verletzung. Sprachlosigkeit. Schwarzmeer sagte nichts. Er konnte nichts sagen. Es gab nichts zu sagen. Er hatte nichts zu sagen, nichts mehr zu sagen.

„Also ... ja, ich ... würde ... dann schon ... vorschlagen“, fuhr die Personalchefin fort und versuchte, durch wohlgesetzte Pausen zwischen den

vernichtenden Wörtern der Situation wenigstens noch den Schatten einer gewissen Würde abzurufen, „Sie überdenken die Vorschläge noch mal in aller Ruhe. Ich könnte mir vorstellen, dass Sie auch mit Ihrer Frau über diese neuen Entwicklungsmöglichkeiten in unserem Unternehmen sprechen wollen. Lassen Sie mich bitte in den nächsten Tagen wissen, wie Sie sich entschieden haben.“ Sie streckte ihm leicht geziert ihre hochelegant beringte schmale Hand zur Verabschiedung entgegen. Das alles nahm Schwarzmeer wie in Trance wahr. Dass er ihre Porzellanhand nahm, obwohl er gar nicht wollte. Dass sie die Tür aufriss. Dass sie auf hohen Hacken klackend über die Schwelle stolzierte und im nur dürrig beleuchteten Flur verschwand. Und dass dann nur noch der allzu intensive Duft ihres edlen Parfüms zurückblieb, wie ein stummer und unsichtbarer zynischer Begleiter.

Bedrückt, fast verbittert verließ Schwarzmeer das Verwaltungsgebäude der Stadtwerke. Friedrich Schwarzmeer, Ingenieur, Ehemann und Familienvater, stapfte, tief in diffuse Gedanken versunken und in seinen Grundfesten erschüttert, seinem Zuhause entgegen. Dort angekommen, wechselte er mit Heike nur wenige Begrüßungsworte. Todmüde und erschöpft ging er zu Bett, schlief binnen weniger Minuten ein und träumte, er wäre ein Fischer, der mit seinem Kutter in einem orkanartigen Nordweststurm in Seenot geraten war und in schwerer See kenterte. Fischer Friedrich Schwarzmeer, zwischen Netzen verhakt und eingeklemmt, versank zusammen mit seinem Kutter in der eiskalten peitschenden Nordsee. Tief unten am Meeresgrund angelangt, sah er den ihm vom Stadtbrunnen vertrauten Butt auf sich zuschwimmen.

„*Buttje, Buttje*“, gluckste die Stimme von Fischer Schwarzmeer. „*Ik will wedder no baven. Help mi Butt, help mi dorbi!*“

„*Ehr ik di helpen do, schast du mi aver ok een Deenst doon. Ik will, dat du, wenn du wedder no baven kummst, di an dat teinte Gebot, du schast nich to gierig sien, hollen deist. Verspräk mi dat vorher.*“

„*Dat will ik versöken, aver verspräken kann ik dat nich*“, gluckste und röchelte Fischer Schwarzmeer als Antwort.

Woraufhin der Butt mit seinen Brust- und Heckenflossen kräftig zu rudern begann und im trüben Wasser der Nordsee aus dem Blickfeld des Bittstellers verschwand.

Friedrich Schwarzmeer erwachte. Er war in Schweiß gebadet. Er-

leichtert stellte er fest, dass das unterseeische Drama nur ein böser Traum war. Ein Traum aber, der sich in Schwarzmeer festsetzte.

VI.

„Herr Meyer, ich grüße Sie!“, eröffnete Stadtdirektor Becker das Gespräch mit dem Stadtwerkschef. Jost Becker war promovierter Jurist, ein jovialer, gut aussehender Mann von Mitte fünfzig, von eleganter, weltläufiger und fast britisch anmutender schlaksiger Erscheinung mit großen, gepflegten Händen, grauen Augen unter blonden Brauen, welligen, hellblonden Haaren und einer großen widerspenstigen Locke, die zu seinem Leidwesen hartnäckig einen Teil seiner hohen Stirn zu verdecken trachtete. Mit Geplänkel hielt Becker sich nicht gern auf und stieg in Gespräche mit ihm vertrauten Personen für gewöhnlich so ein, als hätte er sein Gegenüber gerade erst oder vielleicht am Abend zuvor gesehen und nähme einen unterbrochenen Faden ohne Umwege wieder auf.

„Sie wissen das ja noch aus der letzten Aufsichtsratssitzung: Die Einnahmen aus dem Gewerbesteueraufkommen sind stark rückläufig, die Stadt steckt in einer finanziellen, sagen wir mal, Schieflage.“ Er strich sich die Locke aus der Stirn. „Das hat sich auch wegen der schwächer werdenden Konjunktur regelrecht zum immer schneller werdenden Trend verdichtet. Und wir können uns keine Mehrverschuldung durch noch einen Nachtragshaushalt leisten. Also bleibt uns gar nichts anderes übrig, als alle Möglichkeiten einer Haushalts-Konsolidierung zu nutzen. Das heißt ganz konkret: Einnahmen erhöhen, Kosten senken. Und ich habe sie hierher gerufen, um Ihnen klar zu machen, dass zu diesem Konsolidierungsprogramm natürlich auch die Stadtwerke einen Beitrag leisten müssen. Es geht nun mal nicht anders.“ Mit keiner Silbe ging der Stadtdirektor auf die Ereignisse am Sonntag ein, registrierte Meyer mit gemischten Gefühlen.

„Wir haben deshalb angenommen“, übernahm Stadtkämmerer Fischer, ein etwas blasser Endvierziger und passionierter Träger großer, selbst gebundener Fliegen, Betriebswirt, mit ausgeprägtem Faible für Mountainbiking und guten Krimis, seinen Part so elegant, als hätte es zwischen dem letzten Satz des Stadtoberhaupts und seinen ersten eigenen

Wörtern überhaupt keine Pause gegeben, „dass der Überschuss, den die Stadtwerke sicherlich auch in diesem Jahr wieder erwirtschaften dürften, im Vergleich zum Vorjahr um dreißig Prozent höher ausfallen wird. Der erhöhte Betrag ist bereits auf der Einnahmenseite im Haushalt verbindlich eingeplant.“ Meyer schluckte und legte die Stirn in Nachdenkfalten. „Was ist Ihre Einschätzung, Herr Meyer? Ist das realistisch? Vergessen Sie nicht, dass die Großstörung am Sonntag nicht unerhebliche und vermutlich im Haushalt nicht berücksichtigte Mehrkosten verursachen dürfte. Und denken Sie auch an eine gegebenenfalls erforderliche Sanierung des gesamten elektrischen Kabelnetzes.“

„Meine Herren“, begann Meyer nach wenigen Sekunden konzentrierten Grübelns, entfaltete seine Stirn und zauberte sich gekonnt eine optimistische Miene aufs Gesicht, „ich denke, der von den Stadtwerken an die Stadt abzuführende Betrag lässt sich in der Tat um dreißig Prozent steigern – vorausgesetzt natürlich, Rat und Verwaltung sind bereit, möglicherweise aufkommender Kritik über zu hohe Strom- und Gaspreise öffentlich entgegenzutreten, wenn es sein muss auch in der Presse. Unter diesen Voraussetzungen könnten wir die Strom- und Gaspreise erhöhen.“ Er legte ein Päckchen ein, der Wirkung seiner Worte wegen. „Wir könnten gerade bei den Gaspreisen einen besonderen Spareffekt erzielen, weil wir zurzeit fallende Ölpreise haben. Sie wissen ja, dass unsere Gaspreise zu hundert Prozent an die Ölpreise gekoppelt sind. Von daher lässt sich hier ein größerer Überschuss auch dann erwirtschaften, wenn wir die Gaspreise nur mäßig erhöhen. Beim Strompreis können wir allerdings auf eine größere Preiserhöhung nicht verzichten, obwohl aufgrund der Liberalisierung des Marktes einige Stadtwerke derzeit die Haushaltstarife nicht anheben. Wir werden diesem Trend entgegen eine Preiserhöhung ankündigen und zum 1. April durchführen. Ich gehe davon aus, dass Sie mir im Rat den Rücken freihalten. Also ...“, summierte Meyer, „ich denke, alles in allem ist es machbar, den Beitrag der Stadtwerke zur Haushaltssanierung der Stadt zu erhöhen.“ Stadtdirektor und Stadtkämmerer verabschiedeten den Stadtwerksdirektor unter mehreren Dankesbezeugungen für die glänzende Kooperation.

Auf dem Weg nach Hause dachte Meyer über die bereits in der Vergangenheit vom Wirtschaftsprüfer Prüter beanstandete, unverschämte hohe Kapitalrendite der Stadtwerke nach. Bei nur 10,9 Millionen Euro

Eigenkapitalquote würden bereits jetzt satte 5,4 Millionen Euro als Gewinn erwirtschaftet, eine Rendite, wie sie kein Industriebetrieb, und schon gar nicht eine Wirtschaftsprüfersozietät, erwirtschaften könnte, lautete sein kritischer Hinweis. Unter der Liberalisierung der Energiemärkte hätten die Stadtwerke jedenfalls keine Gewinneinbrüche hinnehmen müssen. Im Gegenteil ...! Doch die Lösung war ganz einfach, setzte Meyer dem gedanklich entgegen: Rückstellungen erhöhen und weitere Verlustbringer der städtischen Betriebe auf die Stadtwerke übertragen: Kanalisation, Abwasserentsorgung, biologische Kläranlage. So simpel könnte eine Lösung aussehen.

VII.

Am nächsten Morgen ließ Direktor Meyer, kaum dass er das Büro betreten und sich seines Mantels entledigt hatte, drei seiner engsten Mitarbeiter zu sich rufen – Mehrstens, den Leiter der Tarifabteilung, gleichzeitig zuständig für den Einkauf von Strom und Gas, den neu ernannten Abteilungsleiter der Stadtwerke, Herrn Geisel, und drittens die Personalchefin Frau Kluge, die in zweiter Funktion die Pressearbeit für die Stadtwerke besorgte.

Der Direktor eröffnete das Gespräch mit der Feststellung, die Stadtwerke hätten sich dazu entschlossen, aufgrund des gestiegenen Unterhaltungsaufwandes insbesondere im Stromnetzbereich ein größeres Sanierungsprogramm innerhalb des städtischen Mittelspannungsnetzes kurzfristig in Angriff zu nehmen. Diese Mehrkosten sollten über die Strom- und Gaspreise auf alle Abnehmer zu gleichen Teilen umgelegt werden. Der Strompreis sollte um fünfeinhalb, der Gaspreis um dreieinhalb und die Netznutzungsentgelte beim Strom- und Gastransport um acht Prozent angehoben werden. Die tags zuvor getroffene Rathaus-Absprache erwähnte Meyer mit keinem Wort. Dann bat er Mehrstens, den neuen Margen entsprechend die Tarifstrukturen der Stadtwerke zu überarbeiten und im amtlichen Teil der örtlichen Tageszeitung veröffentlichen zu lassen. Frau Kluge wurde beauftragt, ein Pressestatement vorzubereiten, den Text aber vor der Veröffentlichung mit Meyer abzustimmen. „Und hier, sehen Sie sich noch mal diesen Leserbrief zum Blackout vom Sonntag an“, meinte er abschließend und schob ihr die Zeitung mit der auf-

geschlagenen Leserbriefseite über den Tisch. Ein Hans-Joachim Mügge aus der Weserstraße hatte geschrieben:

Der Stromausfall im überregionalen Übertragungsnetz hat einmal mehr bewiesen, wie störanfällig und unzuverlässig eine zentrale Stromversorgung ist. Eine Stromerzeugung, die auf große einzelne Kraftwerksblöcke, Kernkraftwerke usw. aufbaut, ist, wie der Vorfall vom Sonntag wieder einmal bestätigt hat, unzuverlässig. Hätten die Stadtwerke den von den Ratsgrünen immer wieder geforderten Ausbau der Windenergie schneller vorangetrieben, dann wäre den Bürgern dieser Stadt der Stromausfall am Sonntag erspart geblieben. Bei den herrschenden Windgeschwindigkeiten zwischen 70 und 90 km/h hätten bereits zehn moderne Windgeneratoren ausgereicht, um die Stadt ausreichend, umweltschonend und vor allem sicher mit Windenergie versorgen zu können. Hier, meine ich, ist der Aufsichtsrat der Stadtwerke gefordert. Der Countdown für die nächste Stromunterbrechung in der überregionalen Stromversorgung läuft schon längst.

Am nächsten Tag, kurz vor Büroschluss, legte Frau Kluge ihrem Chef den zur Veröffentlichung bestimmten Text vor:

Die seit Inbetriebnahme des neuen städtischen Hallenbades drastisch gestiegenen Mehrkosten für Strom- und Gasbeschaffung machen es erforderlich, dass die Stadtwerke beginnend am 1. April die allgemeinen Haushaltstarife für Strom und Erdgas um 5¹/₂ bzw. um 3¹/₂ Prozent sowie für den Strom- und Gastransport um 8 Prozent anheben müssen. Aus diesen Mehreinnahmen sollen ebenfalls die erforderlichen Unterhaltungskosten für den Austausch der am letzten Sonntag beschädigten Hochspannungskabel mitfinanziert werden. Die Stromversorgung der Stadt soll dadurch wieder den gewohnt hohen Standard erreichen.

„Ist Ihnen eigentlich nicht klar“, blaffte Meyer seine Pressedame an, „dass wir in ein paar Tagen das Landeskartellamt am Hals hätten, wenn der Text in Ihrer Version gedruckt werden würde?! Wissen Sie, was die dann sagen? ‚Als marktbeherrschendes Unternehmen haben Sie Strom- und Gaspreise manipuliert und außerdem auch noch die Durchleitungs-entgelte angehoben!‘ Toll, was? Die werden uns unerlaubte Quersubventionierung innerhalb der Stadtwerke ankreiden.“ Meyer hatte sich von seinem Schreibtischstuhl erhoben und tobte mal wieder. „Nicht nur, dass wir die Ankündigung der Preiserhöhungen sofort zurückziehen müssten!! Sondern das würde auch noch eine richtige saftige Ordnungsstrafe bedeuten!!“ Er beruhigte sich. „Also ... auch wenn Ihre Textfassung den Tatsachen ziemlich nahe kommt – die muss doch in der Begründung für die Erhöhung abheben auf die gestiegenen Beschaffungskosten für Strom und Erdgas. Verstehen Sie das? Verstehen Sie, wenn ich Ihnen sage, dass die Stadtwerke die drastisch gestiegenen Mehrkosten für die Windenergie nicht mehr auffangen können, die unsere Vorlieferanten an uns weitergegeben haben? Und dass wir die gestiegenen Kosten notgedrungen an unsere Kunden weitergeben müssen? Also, bitte, ändern Sie das. Und zeigen Sie’s mir dann noch mal, ja?!“ Er ging zu seinem Platz zurück und setzte sich wieder. „Ja, und vergessen Sie nicht, die Preisaufsichtsbehörde bei der Bezirksregierung und auch im Umweltministerium von unserer Anhebung der Strompreise zu benachrichtigen ... Das ist zwar nur ein formaler Verwaltungsakt, aber der ist nun mal nach der Bundestarifordnung zu beachten. Bei den Gaspreisen sind wir ja bekanntlich völlig frei in der Tariffestlegung.“

Frau Kluge wandte sich zum Gehen. „Ach, noch etwas“, fing ihr Chef nochmals an. „Ich möchte Sie bitten, den Leserbriefschreiber ... wie heißt der noch? Mücke oder was? Egal. Setzen Sie den davon in Kenntnis, dass in den nächsten Tagen eine Veranstaltung der Industrie- und Handelskammer zum Thema ‚Windenergie – ein Risiko?‘ stattfindet. Schicken Sie ihm eine Einladung. Könnte ja sein, dass er Interesse hat. Mit freundlichen Grüßen von den Stadtwerken.“

Wenig später befand sich Direktor Meyer in seiner schwarzen Dienstlimousine auf dem Weg nach Hause. Ungefähr zur gleichen Zeit verließ

das Ehepaar Schwarzmeer noch einmal das Haus und fuhr zur Post in die Stadt, genauer: zum Hauptbriefkasten, dessen letzte Leerung des Tages noch bevorstand. Das an die Stadtwerke gerichtete Kündigungsschreiben glitt ins Innere des Behälters und landete mit leisem Flapp auf einer dichten Unterlage aus Briefen. Aber noch ein zweiter Umschlag verschwand im Schlitz. In ihm steckte der unterschriebene und bereits gegengezeichnete Arbeitsvertrag für den neuen Arbeitgeber. Schwarzmeer, von Heike heftig dazu gedrängt, sich von den Stadtwerken zu trennen und erleichtert, den ständigen in der Kleinstadt üblichen sozialen Kontrollen endlich entrinnen zu können, hatte sich kurzfristig entschlossen, nach Auflösung seines Arbeitsverhältnisses mit den Stadtwerken in dem global operierenden Energiekonzern ‚Piezo Energy‘ neue Aufgaben zu übernehmen. Für die Dauer einer Einarbeitungs- und Ausbildungsphase im Mutterkonzern würde er sich in den USA aufhalten, um dann nach Deutschland zurückzukehren, wo er die Interessen dieses integrierten Energieversorgers, der ebenso auf dem Strom- wie dem Gassektor tätig war, vertreten sollte. Sein Job würde es sein, ‚Piezo Energy‘ bei der Markteinführung in Europa – mit Schwerpunkt Deutschland – in leitender Funktion zu unterstützen.

Der gedämpften Euphorie dank der Abnabelung von den provinziellen alten und der Perspektiven neuer, der großen weiten Welt zugewandter Aufgaben aber folgte, was folgen musste: Schwarzmeer fiel – zum ersten Male in seinem Leben, wie er erschrocken konstatierte – in ein tiefes dunkles Loch körperlicher und seelischer Erschöpfung. Ist das jetzt das, was die Leute Burn-out-Syndrom nennen?, fragte er sich mehrmals und ließ auf der Suche nach Halt und Licht wieder einmal die Gedanken kreisen um das mit dem Butt tief drunten auf dem Grund der Nordsee geführte Traumgespräch. Vielleicht wäre es ja doch besser gewesen, er hätte den Butt geradeheraus darum gebeten, für immer und ewig da unten bei ihm in seinem nassen Element bleiben zu dürfen. Doch dann schob sich jedes Mal vor die düsteren Angstphantasien der lichtlosen Meerestiefe die helle, heitere und tröstende Gewissheit von der eigenen Familie. ‚Schau nach vorn!‘, schien sie ihm zuzurufen. Und das tat er dann auch.

VIII.

Der große Sitzungssaal im Hotel „Drei Eichen“ war bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch Friedrich Schwarzmeer hatte sich unter die Zuhörerschaft gemischt.

Eine dichte, von Tabakrauch geschwängerte Dunstglocke hing über den Tischreihen und verwischte viele Konturen der über Bier- und Schnapsgläser gebeugten, lebhaft diskutierenden Teilnehmer der Versammlung. Der Korn, den man hier „Köm“ zu nennen pflegt, wärmte Städter und Bauern gleichermaßen, hob ihre Stimmen und ihre Stimmung. Hier und da standen sie in Gruppen beisammen und erörterten die aktuellen Energiefragen. Immer mehr Gäste betraten den Saal, und darunter waren viele, die gar keine persönliche Einladung der Industrie- und Handelskammer erhalten hatten und nun in die Sitzreihen drängten und letzte freie Plätze suchten. Dann wurde von irgendwoher die Deckenbeleuchtung abgeblendet, und das Gewirr vieler Stimmen ebte ab bis zu völliger Stille. Bald war im großen Saal jeder Stuhl besetzt, und selbst noch in den Ecken vor dem Toilettenbereich, direkt am Tresen und vor der Tür zur Hotelküche drängten sich interessierte Zuhörer, die begierig darauf waren, zu erfahren, was es zum Thema Windenergie zu sagen geben würde.

Der Präsident der IHK, Dr. Streesemann, sprach die Begrüßungsworte und erklärte das Procedere des Abends. Zuerst sollten die am Podiumstisch sitzenden Fachleute Gelegenheit erhalten, in kurzen Statements ihre persönlichen Stellungnahmen zum Thema abzugeben. Anschließend würde der stellvertretende Geschäftsführer Freiherr von der Geest die unterschiedlichen Positionen moderieren, die durch Wortmeldungen aus dem Publikum ergänzt werden sollten.

Als Erster ergriff IHK-Hauptgeschäftsführer Vogel, wie immer im dunklen Anzug, ein eloquenter Endfünfziger mit randloser Brille und beneidenswert sonnengebräuntem Gesicht, das Wort und plädierte in der für ihn typischen widersprüchlichen, gespaltenen und innerhalb wie außerhalb der Handelskammer gefürchteten Art, erst einmal für den weiteren Ausbau der Windenergie. Dann aber widerrief er das, fast im gleichen Atemzug. Und nicht nur Energiefachleute unter den Zuhörern spürten: Der oberste Sachwalter der Industrieinteressen war weder ein

gewiefter Dialektiker, noch rang er unbedingt mit Sachargumenten um optimale Lösungen zur Diskussion stehender Probleme. Roland Vogel schwamm mal wieder. Er zeigte sich einmal mehr als der, der er war: ein Opportunist, der seine Redezeit am liebsten mit nichts sagenden Sprechblasen ausfüllte.

„*Allens dumm Tüüch*“, warf einer der Bauern unüberhörbar ein. „*Sabbelheini, sett di daal!*“

Städter und Bauern wussten es besser. Sie wussten, dass alles das, was sie bewegte und erregte und in Wut brachte und ihnen ein bohrendes Gefühl von Ohnmacht gab, allem anderen als einem unglücklichen Zufall zu verdanken war. Weder die IHK-Initiative für den Erhalt der Kernkraftwerke in dieser Region noch der Verlust von Arbeitsplätzen in der Verwaltung, der von Stagnation geplagten Gewerbe- und Industrieansiedlung mit dem schleichenden Industriezerfall, hatten irgendetwas bewegen können. Keine Ansiedlung neuer Firmen, nichts konnte die IHK als Erfolg für sich in Anspruch nehmen. Der beschleunigte Abwärtstrend beim Gewerbesteueraufkommen in der Region sprach eine überaus deutliche Sprache.

Als Nächster erhielt Georg Menkens das Wort. Das offene Hemd wie immer ohne Krawatte, der aus grober Schurwolle gestrickte Pullover, der mächtige, das Gesicht rahmende Vollbart, all das ließ auch den mit dem kommunalen Innenleben der Stadt nicht vertrauten Beobachter erkennen, dass da ein klassischer Alternativer, ein Befürworter der Windenergie, im Begriff war, sein Statement abzuliefern. „Schorsch“ Menkens war ein grünes Ratsmitglied, wie jeder im Saal wusste.

„Der notwendig gewordene Umbau unseres Wirtschaftssystems verlangt nicht nur, dass Gesundheitswesen, Rentenfinanzierung, Arbeitslosengeld und andere Sozialsysteme auf ein neues Fundament gestellt werden müssen, sondern auch die Energieversorgung“, begann „Schorsch“ Menkens. „Wir müssen für ein nachhaltig gesichertes Wachstum unserer Gesellschaft durch Prüfung auf Umweltverträglichkeit im Einzelfall den Nachweis erbringen, dass durch dieses Wachstum die natürlichen Ressourcen, Luft, Boden und Wasser, nicht nachhaltig geschädigt werden.“ Die letzten Wörter betonte er, indem er zum Stakkatorhythmus seiner Sprache dreimal mit der flachen Hand vor sich auf den Podiumstisch schlug. „Die nach wie vor unbeantwortete Frage: Wohin

mit den abgebrannten Brennstoffelementen aus Atomkraftwerken und der Emission von Schadstoffen aus ungezählten Kraftwerksschloten, und zwar vorrangig Kohlendioxyd aus Braunkohle- und Steinkohlekraftwerken – die verlangt von uns allen ein Umdenken.“ Das „von uns allen“ unterlegte er wirkungsvoll mit zwei rhythmisch präzise platzierten Karatehieben durch die dicke Luft. „So ... und was heißt das zuallererst?“ Menkens legte eine kleine rhetorische Pause ein. „Das heißt zuallererst: Die Form der Energieerzeugung muss politisch endlich neu geregelt werden!“ Zwei Karatehiebe. „Anders ausgedrückt: Unser gemeinsamer politischer Wille muss es sein, den regenerativen Energieerzeugungsformen zum Durchbruch zu verhelfen!“ Wieder ein dramaturgisches Päuschen. „Im Klartext, meine Damen und Herren: der Windenergie!“ Karatehieb, beifälliges Tischeklopfen, Beifall an der Sympathisantenfront.

„Der uns Grünen immer wieder gemachte Vorwurf, wir hätten zwar den Ausstieg aus der Kernenergie durchgesetzt, aber nicht dazugesagt, wo wir stattdessen einsteigen wollen, ist absurd“, fuhr Menkens fort. „Der schrittweise Umbau auf regenerative Energieversorgungssysteme – das ist unsere entschiedene Antwort. Die Stromerzeugung durch Windenergieanlagen ist die Energieerzeugungsform der Zukunft.“ „Schorsch“ Menkens nickte kurz ins Publikum hinunter und lehnte sich zurück. Freiherr von der Geest übernahm seine Moderatorenrolle.

„Bevor wir Herrn Stadtwerksdirektor Meyer und als letzten Sprecher der Podiumsrunde Herrn Dr. Wolf von der Windparkentwicklungsgesellschaft ‚Aires‘ hören werden, möchte ich Sie, meine Damen und Herren im Saal, schon jetzt darum bitten, Ihre Fragen soweit wie möglich vorzubereiten. Ich denke, dass wir in spätestens zwanzig Minuten mit Ihrer Unterstützung über das Für und Wider der Beiträge, die wir gehört haben, werden diskutieren können.“

Auch Stadtwerksdirektor Meyer wand sich um eine eindeutige Aussage wortreich herum. Niemand im Saal vermochte zu erkennen, ob Meyer in Sachen Windenergie Pro oder Kontra war. Schlimmer noch: „*Wi glövt di keen Woort! Hör op to sabbeln, un betahl ersmaal den Schoden, den wi mit us Höhner hat hefft, as de Strom utfallen is!*“, schleuderte Bauer Tiedemann dem Stadtwerkschef ohne jedes Zeichen des Respekts entgegen. Und ein Dirk Tiedemann gegenüber am selben

Tisch sitzender Zuhörer sekundierte auf Hochdeutsch: „Völlig richtig! Auch wir wollen unsere Hühner ersetzt haben!“

Wie angekündigt, ergriff Dr. Wolf, der im Saal als Geschäftsführer von ‚Aires‘ auftrat, als Letzter das Wort, und was er zu sagen hatte, war erfreulich klar, eindeutig und ohne Wenn und Aber, auch wenn seine Argumente im Kern weniger auf die energiewirtschaftliche Bedeutung von Windenergieanlagen zielten, als vielmehr auf die hervorragende Rendite, die sich für diejenigen Einzelinvestoren erzielen ließe, die bereit wären, sich an einem Windpark zu beteiligen. Das Investitionsrisiko ginge gegen null, meinte er, und die Rendite wäre für jeden Investor „extrem attraktiv“, weil „nicht unerhebliche Verlustzuweisungen zusätzlich steuerlich genutzt werden könnten: Die Wirtschaftlichkeitsberechnung von Windparkanlagen liegt – nach Steuern – weit oberhalb des Wertes, der sich im Vergleich zum Kapitalrenditemarkt, aber auch langfristig betrachtet an der Börse erreichen lässt.“ Dann umwarb Dr. Wolf unüberhörbar die im Publikum anwesenden Vertreter der Gemeinde, neue Flächen für weitere Windparks auszuweisen. Kooperationswillige Gemeinden könnten mit finanziellen Zuwendungen für ihren Gemeindehaushalt rechnen, versprach er.

Die Eröffnungsstatements waren abgegeben, und Freiherr von der Geest bat als ersten Redner aus dem Publikum Jens Klose ans Mikrofon. Auch er saß im Rat, in der FDP-Fraktion. „Herr Klose, bitte fassen Sie sich kurz. Es liegen noch weitere Wortmeldungen vor“, ermahnte ihn der Freiherr sicherheitshalber vorab.

„Obwohl es angebracht wäre“, begann Klose seinen Satz kunstvoll und grammatikalisch ohne Fehl und Tadel zu drechseln, „das Thema Windenergie aufgrund seiner grundsätzlichen Bedeutung für unsere Wirtschaft, die letztendlich die Kosten dieses ausschließlich ideologisch begründeten Unsinn zu tragen hat, in der Öffentlichkeit ausführlich zu diskutieren, will ich mich kurz fassen.“

Er schaute auf seinen mit nur wenigen Notizen gefüllten Handzettel, schaltete schlagartig um von Satzdrechselei auf Telegrammstil und schleuderte seinen Vorrednern rhetorisch souverän und konzentriert den Beweis für die Unrichtigkeit ihrer Behauptungen entgegen. Mit einem „gewissen Verständnis“ habe er noch den Ausführungen des IHK-Geschäftsführers folgen können, obwohl aus der Kernaussage für ihn, Klose,

„nicht recht“ zu erkennen gewesen wäre, ob die IHK für oder gegen die Windenergie Position bezog. Auf ähnliche Weise nahm er sich den vage gehaltenen Ausführungen des Stadtwerksdirektors Meyer an. Und dann war sein Lieblingsgegner auf dem Podium an der Reihe:

„Dass Sie, lieber Kollege Menkens, als Vertreter der Grünen hier einen glühenden Vortrag für die Windenergie halten, ist natürlich verständlich. Schließlich sind Sie nach meiner Erkenntnis persönlich an einem Windpark beteiligt und erhalten Jahr für Jahr auf das von Ihnen eingesetzte Kapital eine garantierte Rendite von mindestens acht Prozent. Das ist, meine Damen und Herren, eine ganze Stange mehr, als im langfristigen Mittel Börsianer erzielen. Allerdings – anders als an der Börse – sind diese Einnahmen unsere Ausgaben. Ihre Rendite haben wir als Stromverbraucher über unsere Stromrechnung zu bezahlen. Oder wollen Sie das bestreiten?“

Menkens machte keinen Mucks. Wurde rot. Schaute vor sich auf den Tisch. Wand sich. Jeder sah das. Er war getroffen bis ins Mark. Klose, mit dem er schon so manches Bier und manchen Köm nach den Ratsitzungen drüben „Bei Ina“ verdrückt hatte und mit dem er sich seit zwei-einhalb Jahren privat duzte und dessen Frau Gerlinde mit seiner Frau Annette früher in der Schule jahrelang in derselben Klasse gesessen hatte – Jens hatte ihn wirklich ins Mark getroffen, coram publico. Geraune im Saal. Der Freiherr erbat sich Ruhe aus. Seine Stimme klang ungewohnt streng und angespannt, angespannt wie die Atmosphäre im Saal.

Klose setzte seine Philippika gegen Menkens fort, als wäre sie ein unverlierbares Skatblatt. Klose war ein ratsbekannter Skatspieler der Spitzenklasse, kein Zocker, sondern ein gewiefter Taktiker mit elefantösem Gedächtnis. Argument auf Argument wurde ausgespielt, erbarmungslos und siegesgewiss, klatschte auf die Trommelfelle und mitten ins Menkens'sche Weltbild hinein. „Erstens“, begann der Liberale seine Trümpfe auszuspielen und schaute seinen Lieblingsgegner dabei von der rechten Seite her am Podiumstisch an, „ist es unredlich zu behaupten, der Einstieg und der rasche Ausbau der Windenergie würden es erlauben, auf die Stromerzeugung durch Kernenergie verzichten zu können. Zweitens entspricht es nicht den Tatsachen, wenn von Ihnen behauptet wird, durch ausreichende Kapazität von Windenergieanlagen werde weniger CO₂ freigesetzt. Und drittens, lieber Ratskollege Menkens“, fügte er leicht

süffisant an, „trifft es ebenfalls nicht zu, dass mit dem Einstieg in die Windenergie – den die Grünen bekanntlich mit ihrem Gütesiegel versehen haben – energiepolitisch, wie Sie es formuliert haben, eine nachhaltige Sicherung des Wachstums unserer Gesellschaft initiiert wurde. Genau das Gegenteil ist der Fall: Die Windenergie ist volkswirtschaftlich purer Nonsens, denn sie führt nicht zu mehr Wachstum, sondern vernichtet Kapital und Arbeitsplätze. Sie ... vernichtet ... Kapital ... und ... Arbeitsplätze“, wiederholte er langsam und eindringlich und unterstrich die Wirkung des Gesagten dadurch, dass er bei „Kapital“ seinen linken Daumen und bei „Arbeitsplätze“ den linken Zeigefinger hob, als rechnete er mit seinen Skatbrüdern Zug um Zug einen bravourösen Sieg ab. Applaus. Buhrufe. Der Saal war gleichsam in zwei Hälften geteilt.

Menkens rappelte sich. Eben noch droben auf seinem Podiumsplatz in sich zusammengesunken, richtete er sich auf, drückte die Brust heraus, beugte sich zu seinem Mikrofon vor, schaltete es wieder ein und brüllte mitten hinein in die Kakophonie aus Zustimmung und Ablehnung: „Herr Graf ... äh, Verzeihung, Herr von der Geest ... Entweder Sie entziehen Herrn Klose au-gen-blick-lich das Wort und verwahren sich dagegen, Befürworter der Windenergie weiter ohne Sachargumente zu verunglimpfen ... oder aber ... ich stehe Ihnen als Referent hier nicht länger zur Verfügung ...!“

„Meine Herren ... Lassen Sie uns doch demokratisch fair miteinander umgehen. Herr Klose, Sie haben weiter das Wort. Aber bitte, begründen Sie!“

Klose lächelte und beugte sich wieder zu seinem Mikrofon vor. „Gut ... Zur Frage, ob Windenergieanlagen Kernkraftwerke ersetzen können“, fuhr er fort, „bedarf es keiner Detailausführungen. Schauen Sie nur mal zum Fenster hinaus, meine Damen und Herren. Da draußen können Sie erkennen, dass in diesem Moment die Schneeflocken parallel zu den Masten der Straßenleuchten fallen, also senkrecht. Das bedeutet, dass es windstill ist. Und das wiederum bedeutet für ein Windrad, dass es keinen Strom erzeugen kann, kein einziges kann das. Und das bedeutet schließlich und endlich, dass die Tausende installierter Megawatt in Windenergieanlagen – es sind zurzeit ungefähr 15 000 Megawatt, also fast zwanzig Prozent der in konventionellen Kraftwerken installierten Leistungen in Deutschland – zu einer gesicherten Stromerzeugung nichts, aber auch gar

nichts beitragen, wenn der Wind gar nicht oder auch nur gerade mal als laues Lüftchen weht.“ Gemurmelt im Saal, ein „Hört! Hört!“. „Sie können das vergleichen mit einem vor der Tür stehenden Auto, in dem ein mehrere hundert PS starker Motor steckt, der nur sporadisch – sagen wir: von einem Zufallsgenerator gesteuert – mit Benzin gefüttert wird.“ Klose machte eine kleine Pause, um die Wirkung seiner Worte sacken zu lassen.

„Die Belüftungsanlage, die Sie hier im Saal surren hören, die Beleuchtung, die Verstärkeranlage, auf die diese Mikrofonanlage angewiesen ist“ – Klose tippte mit einem Finger an den Fuß seines Tischmikrofons und verursachte so ein vielfach im ganzen Saal verstärktes Tock-Tock-Tock –, „alles das wird zurzeit entweder aus einem Kernkraftwerk oder einem Kohlekraftwerk versorgt, und zwar permanent und zuverlässig. Denn um das System bei Windstille nicht zusammenbrechen zu lassen, müssen in dieser Sekunde diverse Kohlekraftwerke ihre elektrische Energie in das Stromverteilernetz einspeisen, damit es nicht einfach zusammenbricht. Also: Wenn diese so genannten Schattenkraftwerke nicht unaufhörlich auf Bereitschaft stehen würden und bereit wären, bei Ausfällen der Windkrafteinspeisung einzuspringen, dann wären Blackouts wie der, den wir gerade wieder erleben mussten, an der Tagesordnung.“

Erstaunen in schrundigen, wettergegerbten Gesichtern, Gegrummel, nervöses Gescharre von Stühlen, leichte Unruhe im Saal, in die hinein Klose seinen Vortrag ungerührt fortsetzte. „Meine Damen und Herren, bitte gestatten Sie mir doch noch zwei letzte Hinweise.“ Er schaute seitlich zu Stadtwerksdirektor Meyer hinüber. „Damit nicht der Eindruck entsteht, ich wäre grundsätzlich gegen Stromerzeugung durch regenerative Kraftwerksanlagen, möchte ich doch noch eines klarstellen: Die Erzeugung elektrischer Energie durch Windkraftanlagen halte ich sehr wohl für eine sinnvolle Ergänzung der konventionellen Stromerzeugung. Aber, wie gesagt, nur für eine Ergänzung. Ein Ersatz für konventionelle Kraftwerke können sie aber beim derzeitigen Stand der Technik absolut nicht sein! Nach fünfzehn Jahren finanzieller Unterstützung ist es längst an der Zeit, die Dauersubventionierung der Regenerativen auslaufen zu lassen. Das regenerative Energieerzeugungssystem muss endlich anfangen, sich den Kräften eines freien Energiewettbewerbsmarktes zu stellen!“ Klose gönnte sich und seinem Publikum eine kurze Atempause. Er wollte verstanden werden, nicht überrollen.

„Noch ein Wort zur Wirtschaftlichkeit von Windkraftanlagen und was sie für die Umwelt bedeuten, meine Damen und Herren ... Es wäre sinnvoller und wirksamer, wenn wir zur Reduzierung von Treibhausgasen dieses Geld für Energiesparprojekte ausgeben würden, statt unbegrenzte Subventionen in Windenergieanlagen zu pumpen. Und damit meine ich: Wir sollten den gleichen Betrag, den wir heute für die Subventionierung erneuerbarer Energien aufbringen, in Energiesparprojekte stecken – egal, ob in der Industrie oder im Haushalt. Mit dem Geld, das wir in Windparks stecken, könnten wir den derzeitigen CO₂-Ausstoß drei- bis fünfmal mehr reduzieren als bisher.“

Klose wandte den Blick nach rechts, wo der Stadtwerksdirektor saß. „Lassen Sie mich kurz auf einen allerletzten Punkt bei der Windenergie aufmerksam machen, Herr Meyer. Sie vertreten heute Abend hier auf dem Podium die öffentliche Stromversorgung. Nun wäre für uns alle sicherlich interessant, von Ihnen zu erfahren, wie sich eigentlich die Höhe der Umlagen für die Subventionierung der erneuerbaren Energien errechnet. Verzeihen Sie mir meine Neugier, aber wie errechnet sich exakt der Betrag, den Sie auf unseren Stromrechnungen von uns allen als EEG-Abgabe fordern? Wie wird eigentlich der Betrag errechnet, der uns als so genannte Regelernergie für die angeblich wechselnde Höhe der Windeinspeisung durch Windkraftwerke zusätzlich über die Stromtransportrechnung abverlangt wird? Es geht dabei in Deutschland immerhin um eine Summe von zwei bis vier Milliarden Euro im Jahr – also wirklich nicht um Peanuts. Erklären Sie uns doch bitte die Kostenträgerrechnungen. Wie setzen sich diese Beträge zusammen?“

Meyer hatte mit übergeschlagenen Beinen auf seinem vom Podiumstisch ein Stück zurückgeschobenen Stuhl gesessen, während Kloses Aufforderung aber wieder zur klassischen Podiumshaltung zurückgefunden: die Beine geschlossen unterm Tisch, das Haupt leicht vorgebeugt, um leichter ans Mikrofon zu gelangen und zugleich bei Bedarf bequem links und rechts von sich die anderen Podiumsteilnehmer in Augenschein nehmen zu können. Seine eine Hand nestelte an seinen Notizen herum, die andere ruhte am Fuß des kurzen Mikrofonständers. „Da muss ich Sie wohl enttäuschen, denn da gibt es nicht viel zu erklären ... Es wäre ja auch einigermaßen grotesk, wenn jeder Stadtwerksdirektor eine individuelle Rechtfertigung für sein Unternehmen abgeben müsste darüber, wie

sich die EEG-Umlage im Einzelnen zusammensetzt. Unser Dachverband, der Verband der Netzbetreiber, hat sich von namhaften Wirtschaftsprüfungsunternehmen testieren lassen, dass die in Rechnung gestellten EEG-Umlagen von Höhe und Grundsatz her gesetzeskonform sind. Also ... Wenn Sie das wünschen: Ich stelle Ihnen ein solches Testat gerne zur Verfügung.“

Klose war in Hochform, ein Wadenbeißer ganz im Dienste der Aufklärung. „Mit anderen Worten“, drängte er Meyer in die Defensive, „in der öffentlichen Stromversorgung wird also das EEG – gemeint ist das so genannte Erneuerbare-Energien-Gesetz“, erklärte er und schaute dabei ins Publikum, „– ... das EEG wird also locker so interpretiert, dass eine Untersuchung, inwieweit die ermittelten Kosten korrekt in Preise umgesetzt worden sind, nur allem Anschein nach eine Untersuchung ist, weil sie von dem Wirtschaftsprüfer, der ja bekanntlich aus Ihrem Verband kommt, immer schon von vornherein für korrekt befunden wird. Das ist ja so, als wären an einem Gericht Staatsanwalt und Richter ein und dieselbe Person!

Der wahre Grund für die drastisch gestiegenen Strompreise der Stadtwerke sind jedoch nicht, wie Sie uns, sehr geehrter Herr Stadtwerkdirektor, immer wieder fadenscheinig nachzuweisen versuchen, die gestiegenen Kosten für die Windenergie. Die Wahrheit ist: Sie haben an den Energiebörsen spekuliert und sich dabei verspekuliert. Statt sich an der Strombörse in Leipzig, als die Strompreise noch bei drei Cent je Kilowattstunde lagen, für die nächsten Jahre kostengünstig einzudecken, sind die Stadtwerke jetzt gezwungen, zum doppelten Strompreis die Strommengen, die in diesem Jahr benötigt werden, einzukaufen. Statt die Gaspreise gegen steigende Ölpreise abzusichern, müssen Sie heute zu tagesaktuellen Preisen laufend extrem teure Gasmengen nachkaufen. Und was noch unverschämter ist: Sie hatten bereits in der Vergangenheit dem Stadtdirektor zugesichert, dass Sie wie jedes Jahr 5,5 Millionen Euro, als Nettogewinn versteht sich, an den Stadtkämmerer überweisen werden. Und jetzt wollen Sie offenbar diesen Gewinnüberschuss noch weiter steigern. Und dieses Missmanagement sollen wir als Strom- und Gaskunden der Stadtwerke jetzt auch noch bezahlen. Das lehnen wir ab ... Basta!“

Kurze Pause. Kein Mucks im Saal. „Wenn Sie jetzt glauben, Herr

Meyer, Sie könnten – wie gestern in unserer Zeitung unter den Amtlichen Nachrichten zu lesen war – die Strompreise unter Hinweis auf gestiegene Vergütungen für Windstromspeisung anheben, dann muss ich“ – wieder wandte er sich den Zuhörern im Saal zu – „den Herrn Stadtwerksdirektor leider enttäuschen: Wir Abnehmer werden eine Prozesskostengemeinschaft gründen und gegen die von Ihnen angekündigte Stromtariferhöhung klagen. Wenn es sein muss, bis zum Bundesgerichtshof. Wer Interesse daran hat, sich zu beteiligen, kann sich gern bei mir melden. Vorwahl von hier. Telefon neun, acht, eins, sieben, drei, sechs.“

Noch während Klose diese letzten Worte gesprochen hatte, war des Stadtwerksdirektors Gesicht buchstäblich puterrot angelaufen. Und kaum war die Telefonnummer heraus, da war es aus mit der gespannten Stille im Sitzungssaal des Hotels. Tumultähnliches Gejohle brach aus, Pfiffe gellten durch den großen Raum, Löffel schlugen gegen Gläser, Füße unter den Tischen untermalten mit rhythmischem Gestampfe die Erregtheit des gesamten Auditoriums. Mitten in das Durcheinander von Lärm und Bewegung sprang Siegbert Meyer von seinem Podiumsstuhl auf, ruderte wild mit den Armen und brüllte, noch immer knallrot im Gesicht, zu Klose hinüber: „Alles unwahr, was Sie da behaupten! Das wird für Sie Konsequenzen haben! Wenn das, was Sie hier behaupten, nicht von Ihnen bewiesen werden kann – und zwar juristisch nachprüfbar –, dann können Sie mit massiven Regressansprüchen rechnen!“ Meyer war außer sich. Freiherr von der Geest, ein sich der Würde seines Standes ganz und gar bewusster, knapp sechzigjähriger Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, rang heftig um Contenance und versuchte noch, die Veranstaltung ordnungsgemäß über das Übertragungssystem des Saals abzuschließen. Seine Worte aber, beinah schon verzweifelt um Ausgleich und Beruhigung der Situation bemüht, wurden von dem vielschichtigen Geräuschet Teppich des aufgebrachtten Publikums fast restlos verschluckt. Nur wenige, die besonnensten und der Bühne am nächsten sitzenden und stehenden Teilnehmer und Gäste der Veranstaltung, vernahmen die Worte des aufrechten Adelsmannes, mit denen er das offizielle Ende der Veranstaltung bekannt gab und versprach, einen neuen Gesprächstermin „zum nächstmöglichen Termin“ anzuberaumen.